

Giovanni Maio (Hg.)

Von Angesicht zu Angesicht

Zur Bedeutung der persönlichen
Begegnung in der Medizin

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Christian Langohr, Freiburg
Umschlagmotiv: Stephan Balkenhol, Mumienporträt, 2009, Wawaholz,
farbig gefasst, Galerie Thaddäus Ropac, Salzburg, © VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-38575-9

Inhalt

Einführende Gedanken zur Bedeutung des direkten Kontaktes in einer Ära der Digitalisierung	7
<i>Giovanni Maio</i>	
Blicke – mehr als tausend Worte	10
<i>Käte Meyer-Drawe</i>	
Lächeln und Lachen in der Psychotherapie: Mehr als ein Ausdruck von Freude?	33
<i>Eva Bänninger-Huber</i>	
(Sich) begegnen und wachsen – zu einigen Details therapeutischer Dialoge	52
<i>Michael B. Buchholz</i>	
Grundelemente des echten Gesprächs	78
<i>Giovanni Maio</i>	
Die Hand – Werkzeug aller Werkzeuge. Zur Anthropologie der Hand	99
<i>Bernhard Schmalenbach</i>	
Akustische Atmosphären und ästhetische Arbeit im Krankenhaus – Zwei Thesen zu den Herausforderungen in der Krankenpflege	132
<i>Charlotte Uzarewicz</i>	
Nähe. Annäherungen an ein menschliches Grund- phänomen	156
<i>Holger Zaborowski</i>	
Wie erzeugen Rituale und Gesten Gemeinschaften? Mimetische und performative Prozesse	183
<i>Christoph Wulf</i>	
Autorenverzeichnis	207

Einführende Gedanken zur Bedeutung des direkten Kontaktes in einer Ära der Digitalisierung

Giovanni Maio

Gegenwärtig wird so getan, als könne man über Digitalisierung alles verbessern. Geradezu als Lösung aller Probleme wird die Digitalisierung allerorten beschrieben. Sicher kann man einiges über die Digitalisierung verbessern und erleichtern, aber die Digitalisierung kann erstens nicht alle Probleme lösen, und zweitens schafft eine unreflektierte Anwendung der Digitalisierung neue Probleme. Bei der Digitalisierung kann es nicht um die Frage gehen, ob man dafür oder dagegen ist. Es geht vielmehr um eine Reflexion darauf, was Digitalisierung leisten kann und was nicht.

Wenn wir zum Beispiel technisch vermittelt kommunizieren, dann kommunizieren wir nicht nur anders, sondern wir kommunizieren unweigerlich über anderes. Denn die Informationen, die wir technisch vermittelt verschicken, werden durch die technische Anordnung unweigerlich einer Selektion und Verformung unterzogen. Die Digitalisierung der Kommunikation verändert Informationen; sie richtet Informationen zu, indem sie unweigerlich einhergeht mit einer Entkontextualisierung von Informationen, sie geht überdies einher mit einer Entsinnlichung von Informationen, gekoppelt an eine Enträumlichung und Entzeitlichung von Informationen. All dies führt letzten Endes zu einer Entkörperlichung von Informationen. Und genau diesen Trend, sich allein auf dekontextualisierte Daten zu verlassen und zu glauben, dass in diesen Daten schon alles steckt, was man braucht, gilt es kritisch zu hinterfragen, indem man neu sich ins Bewusstsein ruft, dass der Körper selbst kommuniziert und dass wir bei der kör-

perlichen Untersuchung, bei der Inaugenscheinnahme und vor allem beim direkten Gespräch mehr wahrnehmen, als ein Bild sagen kann. Wir nehmen nämlich ganzheitlich wahr, mit allen Sinnen, und machen uns einen Gesamteindruck, indem wir verschiedene Eindrücke zusammenführen. Das kann das Bild schlichtweg nicht. Das Bild ist vielleicht genauer, präziser, aber es bleibt immer etwas Ausschnitthaftes, weil nur ein Mensch sich einen solchen Gesamteindruck machen kann, wie es selbst ein Ganzkörper-Scan nicht könnte.

Die Frage lautet also, wo muss man einen Patienten persönlich sprechen, ihn persönlich untersuchen, um sich einen Gesamteindruck zu verschaffen, und wo reicht es, ein Bild, eine Information zu haben, von der man weiß, dass sie nur einen Ausschnitt darstellt, dieser aber möglicherweise ausreichen kann, um weiterzuarbeiten. Es geht also um Differenzierung und nicht um Pauschalkritik.

Die größte Gefahr besteht darin, dass man irgendwann glauben könnte, das persönliche Untersuchen, das sei gestern gewesen, aber heute, in der modernen Zeit bräuchte man das nicht mehr. Das wäre ein eindeutiger Rückschritt. Die persönliche Untersuchung, gekoppelt an das persönliche Gespräch, wird immer der Königsweg bleiben. Die gegenwärtigen Heilsversprechen, mit denen der Digitalisierungsdiskurs unterlegt ist, beruhen vor dem Hintergrund dieser Einsicht auf einem problematischen Reduktionismus, der zu Lasten der Patienten geht. Es ist wichtig, sich der unvermeidbaren Unvollständigkeit der digitalisierten Daten bewusst zu bleiben und im Blick zu behalten, dass es immer eine Diskrepanz geben wird zwischen den realen Gegebenheiten und ihrer Beschreibbarkeit durch Daten.

Die Digitalisierung verstellt somit den Blick auf die Komplexität der ärztlichen Arbeitspraxis, denn durch die Glorifizierung der Digitalisierung wird die Besonderheit ärztlichen Handelns systematisch ignoriert und de-qualifiziert. Es wird schlichtweg übersehen, dass die ärztliche Professionalität

nicht darin besteht, den richtigen Algorithmus zu bedienen, sondern die Komplexität eines krankheitsbedingten Problems durch die Zusammenführung verschiedener Wissensformen so zu bewältigen, dass am Ende ein empirisch abgestützter und zugleich erfahrungsgesättigter Rat stehen kann. Dieser Rat wird am Ende nur dann ein hilfreicher sein, wenn er Resultat einer ärztlichen Professionalität sein wird, die unweigerlich mit Reflektiertheit und Ganzheitlichkeit zu tun hat und nicht ersetzt werden kann durch eine Herrschaft der Algorithmen, weil Algorithmen etwas nicht können, was allein ein Arzt mit Vernunft und Verstand kann: den kranken Menschen in seiner spezifischen Situation zu verstehen.

Blicke – mehr als tausend Worte

Käte Meyer-Drawe

„Das Antlitz ist gegenwärtig in seiner Weigerung,
enthalten zu sein.“ Lévinas, E. (1987), 277

1. Verständigung von Angesicht zu Angesicht

Menschen haben Hinterköpfe, aber keine Vorderköpfe. Sie haben ein Gesicht, mit dem sie anderen ausgesetzt sind, ohne dass sie es selbst unmittelbar gesehen hätten. Mit dieser Versagung sind soziale Möglichkeiten gegeben, die im Blickwechsel gleichsam einen Höhepunkt finden. Dieser soll deshalb im Folgenden als eine Form des direkten Kontakts und vorsprachlicher Verständigung zwischen Menschen im Mittelpunkt stehen. Blicke sind als solche bedeutungshaltig und sagen oft mehr als tausend Worte. Sie zählen zu den Mitteilungsformen, für welche die leibliche Anwesenheit unerlässlich ist. Es gibt keine Stellvertretung für sie. Sie gehen auch nicht in dem auf, was über sie gesagt werden kann. Blicke lassen sich nicht simulieren, jedenfalls so lange nicht, wie wir unter ihnen nicht lediglich ein physikalisches Ereignis verstehen. Selbstverständliches Element unserer Begegnungen ist der Blickwechsel allerdings längst nicht mehr. Darauf wird zurückzukommen sein.

Die Verständigung von Angesicht zu Angesicht bestimmt vor allem die Interaktion von Mutter und Säugling. Man spricht hier sehr anschaulich vom Madonnaphänomen. Säuglinge lassen ihre Bezugspersonen nicht aus den Augen. Experimente, die unter dem Stichwort „Still-face“¹ eine fragwür-

¹ Der Bostoner Psychologe Edward Tronick führte das „Still Face Experiment“ 1975 als erster durch.

dige Berühmtheit erlangten, konnten darstellen, welche Qual ein unbewegtes Muttergesicht ohne jede Resonanz auf den Säugling in der face-to-face-Situation bedeutet.² Zunächst versucht das Kleinkind, durch intensives Grimassieren und Gestikulieren Resonanzen der Mutter hervorzurufen. Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen endet in verzweifelterm Weinen, was wiederum in den meisten Fällen die Regungslosigkeit des mütterlichen Gesichts unmöglich macht. Für die emotionale Entwicklung von Säuglingen ist die Resonanz im Angesicht des anderen kaum zu überschätzen.³ Es bedarf keiner besonderen Anstrengung, sich vorzustellen, welche Folgen daraus resultieren, dass viele junge Mütter heute ihren ans Smartphone gefesselten Blick noch nicht einmal ihren Kindern zuliebe aussetzen.

Im späteren Erwachsenenleben wird die Face-to-face-Begegnung geradezu zu einem „utopisch seltenen Ereignis der Kommunikation“.⁴ Der andere taucht eher von der Seite in unserem Blickfeld auf. Sein Blick geht mich dann etwas an, wenn er „von dorthier kommt, wo etwas uns beunruhigt und uns hinterrücks im Eigenen heimsucht“.⁵ Nur in extremen Situationen blicken wir einander direkt in die Augen und werden in einen Sog von Intimität gezogen. Der menschliche Blick verdichtet sich dann zu einem zwischenleiblichen Ereignis, das sowohl Begehren als auch Hass bedeuten kann. Mit Gleichgültigkeit erträgt man den Blick eines anderen wohl kaum. Man spürt ihn sogar im Rücken. Der menschliche Blick stiftet einen heiklen Bezug. Seine Erwiderung herrscht

² Vgl. Weigel, S. (2017).

³ An dieser Stelle behalten René A. Spitz' Untersuchungen zum Hospitalismussyndrom ihre ungeschmälerte Aktualität. Vgl. Spitz, R. A. (1985), 279 ff.

⁴ Vgl. Macho, Th. (1999), 124. Dass sich der Eindruck hält, dies sei der Prototyp der persönlichen Begegnung, stammt wohl daher, dass wir auf Plakaten und in den Medien dem Gesicht zumeist frontal begegnen. Zu dieser Illusion trägt aber auch die überwältigende Erfahrung des face-à-face bei.

⁵ Waldenfels, B. (2010), 102. Vgl. auch Merleau-Ponty, M. (1993), 149.

über das Folgende. Das unterscheidet ihn vom bloßen Sehen. Der Blick des Arztes oder der Ärztin ruht auf dem expressiven Gesicht der Patienten und Patientinnen, die in ihrem Blick wiederum auf ihn antworten, indem sie ihn aufnehmen, ihn erwidern oder ihm ausweichen. Beide sind in eine Situation eingebettet, die an der Bedeutungsstiftung teilhat. Man spricht treffend von einem „szenischen Verstehen“.⁶

Fraglich ist, ob die sogenannte Telemedizin dieser Dynamik gerecht werden kann. Der Deutsche Ärztetag hat am 10. Mai 2018 mit großer Mehrheit für die Lockerung des Fernbehandlungsverbots gestimmt. Die neue Regelung in der Musterberufsordnung der Ärzte sieht vor, dass Ärzte und Ärztinnen mit einigen Ausnahmen wie etwa der Krankschreibung „im Einzelfall“ auch ihnen unbekannte Patienten über Kommunikationsmedien beraten und behandeln dürfen.⁷ Man darf darüber spekulieren, dass bei entsprechenden Standardisierungsmöglichkeiten in Zukunft immer häufiger ein Algorithmus als Gesprächspartner oder -partnerin fungieren wird.⁸

⁶ Vgl. im Anschluss an Alfred Lorenzer: Hoglebe, W. (2009), 53 ff. und Hoglebe, W. (2018), 39 ff.

⁷ Höhl, R. (10.05.2018).

⁸ Das *interface* herrscht über das *face*. Auf den ersten Blick scheint diese Entwicklung so zu verlaufen, dass sie als Fortsetzung der Demütigungsnarration von Freud erzählt werden kann. Vgl. Meyer-Drawe, K. (2007), 20 ff. Diese beginnt mit der kopernikanischen Kränkung, welche den Menschen aus dem Zentrum des Kosmos verstieß. Es folgt die Darwin'sche, die ihn von der Spitze der Schöpfung vertrieb, sowie die Freud'sche, die das metaphysische Privileg des Bewusstseins zersetzte. Sie erreicht ihren vorläufigen Höhepunkt in der kybernetischen Erniedrigung, die darin besteht, dass sie den Menschen als Maschine unter Maschinen bestimmt. Man sollte jedoch nicht geringerschätzen, dass sich im Schatten dieses Dramas Protestbewegungen entfalteten, die ebenfalls Wege unserer heutigen Selbstdeutungen bahnten. Die kosmische Demütigung hatte etwa die Zentrierung auf ein selbstgefälliges Subjekt zur Folge. Dieser metaphysische Stolz wurde zwar durch Darwin gekränkt, führte jedoch gleichzeitig zur Abgrenzung gegenüber anderen Naturwesen und damit zur Konzentration auf das menschliche Gehirn. Selbst die psychoanalytische Demütigung kann in fortschrittliche Selbstformationen integriert werden, wenn man etwa die behavioristischen Anstrengungen in Erinnerung ruft, die

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts demonstrierte Joseph Weizenbaum, dass einem Computerprogramm die oberflächliche Simulation eines Psychotherapeuten gelingen kann, der die non-direktive Methode der klientenzentrierten Psychotherapie nach Carl Rogers parodierte. Zu seinem eigenen Erstaunen wurde dieses Programm tatsächlich als Therapieangebot ernst genommen. Die Illusion, einen verständnisvollen Gesprächspartner gefunden zu haben, überwog die Informationen, dass es sich lediglich um ein Computerprogramm handele.⁹ Heute findet man im Internet zahlreiche Einladungen zur Internet-Psychotherapie. Zwar wird immer wieder betont, dass nur reale Begegnungen wirkungsvolle Veränderungen hervorrufen könnten, aber der Mangel an Therapieplätzen sichert online-Angeboten eine eindrucksvolle Attraktivität. Die Standardisierung ist dabei nicht auf Sensibilität, sondern auf Wiederholungen angewiesen. Unkalkulierbare Abweichungen, die volle Aufmerksamkeit verlangen, sind eher hinderlich. Man muss mit Antworten „aus der Konserve“¹⁰ vorliebnehmen. „Sensibel ist [aber], wer für Wahrnehmungsausnahmen empfänglich ist.“¹¹

Der Blick ist weder nur aktiv noch nur passiv. Dem Prinzip alles-oder-nichts, das sich in der Digitalisierung durchsetzt, stellt sich das Mediale entgegen, das an das Unverfügbare im Tun erinnert und gerade keine bloße Passivität meint. Blicke gestalten unsere Erfahrungswelt mit. Dass sie das (noch) tun, gründet darin, dass man das Gefühl hat, auf Blicke antworten zu müssen, oder mit Walter Benjamin gesprochen: „Dem Blick wohnt [...] die Erwartung inne, von

Dunkelheiten der Seele zu vermeiden. Kybernetische Fantasien inspirieren schließlich Träume der Selbstüberschreitung von Menschen hin zu der Unverwüstlichkeit transhumaner Systeme.

⁹ Vgl. Weizenbaum, J. (1978), 250 ff.

¹⁰ Vgl. Zerweck, J. (2018), 48.

¹¹ Högrefe, W. (2018), 87.

dem erwidert zu werden, dem er sich schenkt.“¹² Nichts garantiert uns allerdings, dass dies immer so bleiben muss. In steigendem Maße wenden wir uns vom Gesicht, dem *face*, ab und dem Bildschirm, dem *interface*, zu.¹³ Die Intensivstation etwa gewöhnt die Pflegenden an die Aussagekraft von Diagrammen. Das fiebrige Gesicht bleibt dagegen stumm.¹⁴ So versetzte beispielsweise der Blick eines Intensivstation-Patienten ihn selbst in Panik, „weil er auf einem Monitor die Nulllinie sah und dachte, dass es sich dabei um die Anzeige für sein Herz und seinen Kreislauf handelte. Er hatte sich jedoch geirrt und gleichsam die Wahrnehmung seines eigenen körperlichen Erlebens auf einen Apparat verlagert.“¹⁵ Wenn uns darüber hinaus Blicken zu aufwendig, zu riskant und zu unberechenbar wird, dann kann es sein, dass wir zu Kommunikationsformen zurückkehren, in denen Gesichter keine Rolle spielten wie bei nomadisierenden Völkern in der jüngeren Altsteinzeit.¹⁶

Folgende Gedankenschritte werden unternommen: Nach diesen einleitenden Bemerkungen wird zweitens einiges zum Untersuchungsstil anzumerken sein. Drittens wird der Unterschied von Sehen und Blicken markiert. Viertens steht das menschliche Gesicht im Mittelpunkt, um schließlich fünftens genauer auf den Blick einzugehen.

¹² Benjamin, W. (1980), 646.

¹³ Vgl. Macho, Th. (1999), 124.

¹⁴ Vgl. Lindemann, G. (2002), 236 ff.

¹⁵ Friedrich, H. (2010), 129.

¹⁶ Heute ist es kaum noch vorstellbar, dass menschliche Gesichter einmal kaum eine Rolle gespielt haben. Die Venus von Willendorf, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Wachau gefunden wurde und heute im Naturhistorischen Museum Wiens zu bewundern ist, stellt nur ein Zeugnis für diesen Befund dar. Diese nur 11 cm hohe Skulptur ist eine archäologische Berühmtheit, über deren Bedeutung viel diskutiert wurde und wird. Für unseren Zusammenhang ist bemerkenswert, dass diese Venus kein Gesicht hat. Der üppige Leib und die prächtigen Haare stehen im Vordergrund. Vgl. Meyer-Drawe, K. (2012), 28.

2. Anmerkungen zum Untersuchungsstil

Der vorherrschende Stil der nachstehenden Überlegungen verdankt sich den phänomenologischen Forschungen, wie sie sich im 20. Jahrhundert ausgehend von Edmund Husserl entfaltet haben. Sie fragen danach, wie uns „etwas als etwas“ in unserer Erfahrung, im Denken, Wahrnehmen, Handeln und Imaginieren, aber auch im Wünschen und Sehnen gegeben ist. Das, was uns gegenwärtig ist, erscheint uns stets in bestimmter Hinsicht. Anders formuliert: Das erste „etwas“ ist uns nur im Sinne des zweiten „etwas“ gegeben. Durch diese Relation wollte Husserl verhindern, dass wir Erkenntnis erfolglos am Ideenhimmel und ebenso vergeblich in der Fülle bloßer Daten suchen. Im Verlaufe der Ausarbeitung der Phänomenologie kommt deshalb dem Begriff der Erfahrung ein immer größeres Gewicht zu. Erfahrung besteht nach Bernhard Waldenfels darin, „daß *etwas als etwas* auftritt und somit bedeutsam wird und daß *etwas in etwas* erstrebt und somit begehrenswert wird“.¹⁷ Dass etwas *etwas* bedeutet, meint also gleichzeitig, dass etwas *mir* etwas bedeutet. Bei meinen Erfahrungen muss ich stets dabei sein. Niemand kann sie an meiner statt machen. Aber man kann Erfahrungen austauschen und mitteilen. Ihre Besonderheit in Bezug auf mich fungiert im Rahmen einer Allgemeinheit, die auch anderen zugänglich ist. Wären sie nur einzigartig, entzögen sie sich auch mir.

Mit seiner Philosophie der Leiblichkeit zieht Maurice Merleau-Ponty in den Spuren von Husserl Auffassungen in Zweifel, die dem Leib eine Bedeutung nur dank der Reflexion zubilligen wollen. Unser Leib ist nach ihm „jener Bedeutungskern, der sich wie eine allgemeine Funktion verhält, jedoch existiert und der Krankheit zugänglich ist“.¹⁸ Philosophien, die dem Bewusstsein das letzte Wort geben, haben nach ihm

¹⁷ Waldenfels, B. (2002), 378.

¹⁸ Merleau-Ponty, M. (1966), 177.

unsere Erfahrungswelt in ein Ideenkleid gehüllt und sie zu einer bloß gedachten umgeformt.¹⁹ Aber in der zwischenmenschlichen Interaktion geschieht weit mehr als der Austausch von Gedanken und Worten.²⁰ Es gibt Blicke, die sich kreuzen, Stimmen, die aufeinanderprallen, Hände, die gestikulieren. Wir können wimmern, seufzen, strahlen und vieles mehr. Nichts davon ist in die „*digitale* Reinheit einer Sprache ohne Leben zu retten“.²¹ Die Thematisierung der leiblichen Erfahrung anerkennt eine dritte Dimension, in der sich Natur und Geist durchdringen. Differenzierungen wie die von Körper und Geist entstehen allererst durch den Bruch mit der Lebendigkeit der ursprünglichen Verflochtenheit. In seiner Spätphilosophie ringt Merleau-Ponty unter dem Stichwort „Fleisch“ um die Fassung dieses anonymen Bündnisses von Menschen, Mitmenschen und Dingen, dieser vorreflexiven Verknüpfung, die durch das Denken zerstört wird, wenn es ihr zu nahekommt.

3. Sehen und Blicken

Dass Blicke für uns heute noch relevant sind, erkennt man schon daran, dass es verpönt ist, einen anderen unverblümt anzublicken. Wir wissen von der Macht der Blicke, die von einem Moment zum anderen ganze Situationen auf den Kopf stellen können, wie in einem Kommentar einer Frau kenntlich wird: „– ausgerechnet er, der mich immer die zwei Sekunden zu lang anschaut, die zwei Sekunden, in denen ein Blick zum Starren, Aufmerksamkeit zur Belästigung wird.“²² Sollte ein-

¹⁹ Vgl. Merleau-Ponty, M. (2004), 61; 67.

²⁰ „Der Mensch lebt nicht vom Brote der Vernunft allein, so wenig er dieser gesunden Kost entbehren kann“, so drückt es Paul Natorp aus. Zit. nach Lütke-Harmann, M. (2016), 89.

²¹ Högrefe, W. (2018), 67.

²² Poschenrieder, Ch. (2017), 76.

mal eine Zeit kommen, in der sich die Blicke von Menschen nicht mehr oder nur zufällig kreuzen? Diese Frage suchte mich anlässlich einer Erfahrung heim, die ich in einem Restaurant abends machte. Zwei junge Männer steuerten auf den für sie reservierten Nachbartisch zu, setzten sich und begannen sofort, ohne aufzublicken und ohne den Kellner, der die Bestellung aufnahm, anzublicken und ohne auch nur einen Blick zu wechseln, auf ihren Smartphones mit behändigen Fingern zu tippen und zu wischen. Das Essen kam. Beide blickten sich nicht an oder wünschten sich gar einen guten Appetit, sondern fotografierten die gut gefüllten Teller mit ihren Smartphones. Es ist nicht auszuschließen, dass sie sich die Bilder dann wechselseitig zusandten. Dann aßen sie und hefteten ihre Blicke weiterhin auf das Display ihrer Mobilgeräte. Sie sprachen kein Wort miteinander, und soweit ich das beurteilen konnte, kreuzten sich ihre Blicke kein einziges Mal. Ich weiß nicht, ob sich hier eine allgemeine Tendenz abzeichnet. Aber man kann sich kaum vorstellen, dass die beobachtbare Intensität im Umgang mit Telekommunikationen folgenlos bleibt.

Es ist etwas anderes, ein Gesicht zu sehen, als jemandem ins Gesicht zu sehen.²³ Die Augen des anderen zu betrachten, ist verschieden davon, ihm ins Auge zu sehen. Niemand „vermag zu beschreiben, was er gesehen hat, wenn er den Blick eines anderen und sich selbst diesem gestellt hat.“²⁴ Hinzukommt, dass niemand weiß, wie er selbst in der Blickkonfrontation aussieht. Der Blick, der von anderen ausgeht, behält etwas Geheimnisvolles, weil er durch keine Selbstwahrnehmung in Erfahrung zu bringen ist. Während in unserer Tradition das Sehen zum Muster für ein zentrales sinnstiftendes Subjekt wurde, wird im Blicken die Schattenseite dieses Subjekts kenntlich, nämlich sein Ausgeliefertsein. „Die Rede ist vom Blick, der [...] [das Subjekt] trifft und der seine vermeint-

²³ Vgl. Ricken, N. (2017), 173 f.

²⁴ Blumenberg, H. (2006), 867.

liche Verfügungsmacht über die Objekte in Frage stellt.²⁵ Menschen, die angeblickt werden, sind zwar am Angeblickt-werden beteiligt, weil es an ihnen vollzogen wird, aber das Blicken selbst entgeht ihrer Initiative. „Nur der Andere kann diesen Akt des Sehens sehen. Somit wird der Blick des Anderen zum Ausdruck einer Macht, die einen intimen Bezug hat zur Frage des Subjekts nach sich selber.“²⁶ Es findet eine gewisse Beschlagnehmung statt, die auch als feindselig empfunden werden kann. Lacan merkt deshalb zu Recht an, dass es, „betrachtet man die Universalität der Funktion des bösen Blicks, überraschend [ist], daß es nirgends auch nur die Spur eines guten Blicks, eines Auges, das Segen bringt, gibt“.²⁷

Blicke sind möglich, weil wir für einander sichtbar sind. Sie begleiten nicht nur unser Miteinander, sondern sie verleihen ihm auch eine gewisse Spannung. Wir können uns durch sie verschwören. Wir können Bewunderung oder Verachtung ausdrücken und mit einem Pokerface gegen den Verrat der Gefühle ankämpfen. Am Blick des anderen kann ich mitunter sehen, was und wie er sieht. Vor allem aber spiegelt sein Blick meinen Anblick wider, den ich ihm biete. Blicke antworten damit auf etwas, das ich bin, aber nicht habe. Denn ich kann mit mir selbst keine Blicke wechseln, selbst im Spiegel nicht, auch nicht auf Fotografien oder in Videos. Wenn ich angeblickt werde, erlebe ich eine subtile Entfremdung meiner Möglichkeiten. Blicke können uns deshalb verunsichern. Der Blick des anderen durchdringt mich auf eine Weise, die mir selbst versagt ist. Damit ist ein zentrales Problem angesprochen, das den roten Faden der kommenden Ausführungen bildet. Dem Blick des anderen ist etwas gegeben, was mir fehlt, dem Blick, den ich ihm schenke, öffnet sich etwas, das ihm versagt ist, nämlich sein lebendiges Gesicht im gemeinsamen

²⁵ Widmer, P. (2005), 141.

²⁶ Widmer, P. (2005), 147.

²⁷ Lacan, J. (1987), 122.

Sprechen und Handeln. Blicke brauchen ein Gesicht. Augen allein blicken nicht. Deshalb soll nun vom menschlichen Gesicht die Rede sein.

4. Vom menschlichen Gesicht

Das menschliche Gesicht ist zentrales Thema der Selbsterforschung. So ist man neuerdings umgeben von Menschen, die sich selbst fotografieren. Es gibt ein Bild von Hillary Clinton im Rahmen ihres Wahlkampfes, auf dem sie auf unzählige Rücken schaut, weil alle damit beschäftigt sind, ein Selfie zu produzieren. Städte, Kulturbauten, Denkmäler und eben auch andere Menschen werden zum Hintergrund eines Selbstporträts, das als Selfie im Netz flaniert. Überhaupt haben neuere Medien unseren Umgang mit dem menschlichen Gesicht verändert. Gesichter begegnen uns nicht nur überall, sie können uns auch viel näher rücken, als wir es aus der konkreten Begegnung kennen können. Das wiederum wirkt sich auf unsere Ansprüche an ein makellostes Gesicht aus und damit auf entsprechende Schönheitsindustrien.

Aber es gibt einen weiteren Reiz an der Beschäftigung mit dem menschlichen Gesicht. Angesichts des Kampfes der populären Hirnforschung um die Deutungshoheit im Bereich der Selbsterforschung des Menschen fallen Phänomene besonders ins Gewicht, die sich gegen Naturalisierungen sperren. Über das menschliche Gesicht und vor allem über seine Indiskretionen lässt sich neurowissenschaftlich wohl kaum hinreichend sprechen, weil hier konstitutive Prozesse ins Spiel kommen, die sich nicht objektivieren lassen. Das Antlitz gleicht der Antwort, die ich mir selbst nicht geben kann.²⁸ „Es gibt

²⁸ Auf prägnante Weise bringt Dietmar Kamper diesen Umstand zum Ausdruck, wenn er notiert: „‚Antlitz‘ meint nicht das Gesicht, das ich mir machen könnte, [...]“. Kamper, D. (1998), 68.

keine Wissenschaft vom menschlichen Gesicht“, hält Botho Strauß zu Recht fest. „Auf diesem Feld der untrüglichen Anzeichen“, fährt er fort, „stellt sich jeder Messung im Detail das halluzinierte Ganze eines lebendigen Wesens in den Weg. Trotzdem begegnen wir dem anderen Gesicht, dem externen Geheimnis, mit unermüdlichem Wissens- und Urteilsdrang, versuchen es zuerst auf das Spiel der Stereotypen, auf die hochverdichtete Mischung aus Bruchteilen des Ähnlichen und Allgemeinen hin zu durchschauen, um dann rasch unsere Schlüsse zu ziehen über die Eigenheiten, den ‚Inhalt‘ des Menschen.“²⁹ Darin mag eine richtige Ahnung stecken, eine Lehre ist hier gleichwohl nicht zu ziehen. Das zeigen die Irrwege der Physiognomiker, die Probleme digitaler Gesichtserkennung, aber auch die verhängnisvollen anthropometrischen Ansichten von Rassisten.

Theorien – welcher Art auch immer – nehmen Erfahrungen in Anspruch, ohne ihnen vollständig gewachsen zu sein. Das menschliche Gesicht ist ein Paradebeispiel dafür. Faszinierend in diesem Zusammenhang ist, dass ich meinem eigenen Gesicht nicht entgegentreten kann. Ich sehe ein Spiegelbild, wobei „mein Ego das Glas bereits in Beschlag genommen hat“.³⁰ Dass ich meine Augen sehe, ist nicht gleichbedeutend mit dem Satz: „Ich sehe mir in die Augen“.³¹ Ebenso kann es als Indiz für eine Besonderheit betrachtet werden, dass ich zwar von deinem, aber nicht von meinem Antlitz sprechen kann. Das Gesicht hält das Gesehene im Gedächtnis. Das Angesicht oder Antlitz betont die konstitutive Rolle des anderen in Prozessen der Subjektivierung.

Gesichter beherrschen den öffentlichen Raum, und zwar in einer Größe und Makellosigkeit, dass sie mit den konkret erfahrenen Gesichtern kaum noch etwas gemeinsam haben.

²⁹ Strauß, B. (2004), 51.

³⁰ Leviant, C. (2001), 399.

³¹ Vgl. Waldenfels, B. (2010), 150 f.

Viele dieser nahezu überirdischen Gesichter sind Standgesichter, im Augenblick höchster Vollkommenheit festgehalten und zur Not digital korrigiert.³² Der lebendige Mund gebiert beim Sprechen gelegentlich ein zweites Kinn. Das wird retuschiert. Der geneigte Kopf wirft Falten in der Beuge. Das wird überarbeitet. Trotz einschlägigen Wissens über die Entstehung von Bildern, die wir längst selbst am Computer modifizieren können, faszinieren diese Gesichter, wecken Begehlichkeiten. Was bei Bildern gelingt, müsste auch beim Gesicht selbst möglich sein. Die Optimierung folgt dem Vorbild. Das makellose Standgesicht wird zur Normalität und lässt uns vergessen, dass es unser expressives Gesicht ist, auf das die anderen antworten, und dass es das andere Gesicht ist, das uns von Lebensbeginn an spiegelt. Aber auch hier sind Zweifel angebracht, ob die artifizielle Nachstellung des menschlichen Gesichts dem Reichtum des Mienenspiels gerecht werden kann und ob nicht ganze Dimensionen wegfallen, wenn Silikon die Haut und elektronische Systeme das Gesicht ersetzen. Falls sich allerdings unsere Gesichter aufgrund von Enhancementprozeduren immer mehr den Silikonmasken annähern, dann sehen die Dinge anders aus. Bis-

³² Die moderne Gesellschaft westlicher Provenienz wimmelt von menschlichen und anderen Gesichtern. Ein Blick bei Nacht in den Rückspiegel genügt, um die von Scheinwerfern modellierten aggressiven Visagen sich zügig nähernder Autos wahrzunehmen. Es gibt aber auch den Unschuldsblick, der mitunter dadurch unterstrichen wird, dass an den Kulleraugen der Autos künstliche Wimpern befestigt werden.

Wir sind umgeben von zahllosen Gesichtern. Nahaufnahmen von Gesichtern, wie sie sonst überhaupt nicht wahrzunehmen sind, beförderten schon in Stummfilmen die Kultur des Schminkens. Heute blicken uns Gesichter im Großformat nicht nur im Kino, sondern im öffentlichen Raum von den Werbeflächen an. Wahlplakate zeigen uns unsere Politikerinnen und Politiker mit makellosen Gesichtern. Mängel sind verpönt. Alterslos sollte man sein, wenn man schon nicht jung ist. Alter erinnert an Gebrechlichkeit und Tod. Vitalität verheißt Erfolg. Wir können kaum ein Buch lesen, ohne dass wir uns das Gesicht des Autors oder der Autorin unter oder über dem Klappentext anschauen müssen, das oft in unverwüster Jugend erstarrt ist.

lang hat unser Gesichtsausdruck jedoch keine Stellvertreter. Es gibt nur ihn für den anderen.

Es ist ein merkwürdiger Befund, dass uns das eigene Gesicht als so unverwechselbar wie der Fingerabdruck vorkommt. Ohne Umwege haben wir es niemals gesehen. Dennoch überkommt uns ein unangenehmes Gefühl, wenn wir für jemand anderen gehalten werden. Schrecklich ist es, wenn uns geliebte Menschen nicht wiedererkennen. Beide Male zweifeln wir eher am anderen als an uns selbst. Dabei haben wir streng genommen dazu keinen Grund. Niemals werden wir uns sehen, während wir mit einem anderen sprechen, verliebt blicken oder vor Wut zittern. Der andere ist uns hier stets voraus. Vermutlich können wir deshalb auf den allmorgendlichen Gruß der Lebensgefährten nicht verzichten, verbürgen sie doch eine Kontinuität, die für uns durch den Schlaf zerrissen wurde. Wir sind wie unsere Mitmenschen und doch anders. Es gibt etwas Absonderliches, etwas Bizarres, das uns abweichen lässt. Doch ist diese Abweichung in ihrem vollen Ausmaß unzugänglich für uns selbst. Das blanke Entsetzen und die nackte Angst kennen wir nur aus den Gesichtern der anderen. Unser eigenes Gesicht ist uns selbst eigentümlich äußerlich, eine dem anderen zugewandte lebendige Larve. Es hebt sich auf merkwürdige Weise von unserem Körper ab. Ohne Körper hätten wir zwar kein Gesicht, aber unser Gesicht überschreitet unseren Körper. Es ist eben kein Vorderkopf. Unser Gesicht meint Gesehenwerden und Sehen in einem. In ihm verdichtet sich ein leibliches Selbst für den anderen. Das eigene Gesicht mit seinem lebendigen Ausdruck ist uns selbst unzugänglich. Spiegelbilder, Fotografien und selbst Filme geben eine amputierte Lebendigkeit wieder, weil sie immer nur eine Seite zeigen und für das Zwischen, das sowohl das Selbst wie auch den anderen mitbestimmt, keine Ausdrucksmöglichkeit haben. Es gibt – wie Lacan formuliert – gleichsam eine „Präexistenz des Blicks – ich

sehe nur von einem Punkt aus, bin aber in meiner Existenz von überall her erblickt.“³³

Das menschliche Gesicht hat im sozialen Miteinander keinen Ersatz. Worte werden den Gesichtsausdruck nicht wiedergeben können. Das unterscheidet ihn von anderen Gebärden. Das „Gesicht bewirkt, daß der Mensch schon aus seinem Anblick, nicht erst aus seinem Handeln verstanden wird. Das Gesicht, als Ausdrucksorgan betrachtet, ist sozusagen ganz theoretischen Wesens, es *handelt* nicht, wie die Hand, wie der Fuß, wie der ganze Körper; es trägt nicht das innerliche und praktische Verhalten des Menschen, sondern es *erzählt* nur von ihm.“³⁴ In unserem Gesicht sind wir in eminenten Weise für den anderen präsent. Ohne Absicht erzählen wir ihm von uns. Mein Gesicht trage ich – wie Jean-Paul Sartre hervorhebt – „vor mir her wie ein Geständnis, von dem ich nichts weiß, und es sind im Gegenteil die Gesichter der anderen, die mich über das meine belehren.“³⁵ Der Preis unserer Gegenwart für die anderen ist die Abwesenheit für uns selbst. Wir können uns nicht uns selbst und gleichzeitig dem anderen zuwenden. Das ist ein Skandal; denn dem Menschen, welcher in der Moderne nicht selbst verschuldet unmündig sein soll, wird der Anblick entzogen, den er bietet. Im Spiegel bin nur ich mein eigenes Vis-à-vis. Wie mich die anderen sehen, bleibt mir auf immer verborgen. Paul Valéry hat diesem Umstand klare Worte gewidmet: „Was mir fehlt, ist dieses Ich, das du siehst. Und was dir fehlt, das bist du, den ich sehe.“³⁶

Man will Blicke fangen, auch um in seiner Existenz bestätigt zu werden. Nicht gesehen werden will man dagegen bei dem Verbotenen, dem Peinlichen, dem Intimen. Entdeckt man den heimlichen Beobachter, schlägt man vor Scham die

³³ Lacan, J. (1987), 78.

³⁴ Simmel, G. (2017a), 281 f. Vgl. auch Simmel, G. (2017b).

³⁵ Sartre, J.-P. (2002), 258.

³⁶ Valéry, P. (1991), 308.

Augen nieder und senkt den Blick, selbst wenn man dadurch nicht im Boden versinkt. Blicke sind nicht imstande zu töten, falls sie nicht ausgerechnet von einer Medusa oder einem Basilisken geworfen werden. Dennoch können sie dem Wunsch zu vernichten Ausdruck verleihen und die Bereitschaft zur Gewalt signalisieren. Ohne die Hand zu erheben, versetzt der eine den anderen in Angst und Schrecken. Blicke können uns aufspießen oder als lasziver Schlafzimmerblick verführen. Ein Blick voller Verachtung ist entsetzlich. Wir können Dinge und Menschen aus dem Blick verlieren. Unsere Augenlust verdammt uns dazu, unseren Blick nicht abwenden zu können. Unser Scharfblick zeichnet uns aus wie unser Weitblick. Ermöglicht wird der Blick auch dadurch, dass im Auge Iris und Pupille von dem Weiß der Sklera abstechen. Nur deshalb können wir die Blickrichtungen von anderen überhaupt wahrnehmen. Farbige Kontaktlinsen betonen das Blitzen des Blicks. Trübungen beschränken die Augenspiele wie das alte Auge, das alles gesehen hat, aber auch Straffungen der Lider, welche der Augenbewegung etwas Prominentes, einen Hauch von Wahnsinn verleihen. Wir merken nicht, wie unser Lidschlag unsere kontinuierliche Wahrnehmung unterbricht. Dennoch wirken der Wimpernschlag und das menschliche Oberlid wie ein Vorhang, welcher die Aufführungen der Augen modifiziert. Wie soll man jedoch zwinkern, wenn die überschüssige Haut des Augenoberlids bis auf einen kleinen Steg beseitigt wurde? Mimik karikiert sich hier selbst. Das Gesicht wird zum Etikett, das auf viele passt. Wie die Erschöpfung macht ein Übermaß an Glätte den Menschen zur Menge. Erst dem toten Auge fehlt der Lidschlag vollständig.

Der Gefühlsausdruck ereignet sich ohne Absicht. Deshalb kann er uns verraten. Seine paradoxe Aufgabe besteht darin, etwas zur Erscheinung zu bringen, was, um zu existieren, seiner nicht bedarf, das aber, um verstanden zu werden, auf ihn angewiesen ist. Der Ausdruck verdoppelt nicht etwa ein Innenleben, sondern bringt dieses gleichsam hervor. Es geht da-

bei nicht um eine bewusste Inszenierung oder reflektierte Nachahmung. Wittgenstein ermuntert uns: „Denk an das Erkennen des *Gesichtsausdrucks*. Oder an die Beschreibung des Gesichtsausdrucks, – die nicht darin besteht, daß man die Maße des Gesichts angibt! Denke auch daran, wie man das Gesicht eines Menschen nachahmen kann, ohne das eigene dabei im Spiegel zu sehen.“³⁷

5. Blicke

Jeder wird verstehen, was mit einem Blick gemeint ist, selbst wenn es sehr kompliziert ist, genau zu sagen, was ihn ausmacht.³⁸ Auf jeden Fall reicht es nicht zu sehen, um zu blicken, und es ist etwas anderes, den Blick eines anderen zu sehen, als seine Beobachtung zu beobachten. Manche von uns haben Blicke brechen sehen. Im Sterben hört die Pupille auf, Spiegel des anderen zu sein. Wir ahnen, was tote Augen bedeuten, auch wenn die Worte fehlen wie überhaupt, wenn wir uns dem Blicken und seinem Verlöschen zuwenden. Blumenberg notiert in diesem Zusammenhang: „Eine akustische Fremdwahrnehmung ohne das Medium der Sprache wäre nicht möglich, wie sie optisch ohne das Medium der Sprache möglich ist.“³⁹ Blicke sagen mitunter nicht nur mehr als tausend Worte, sie modulieren unser soziales Gewebe, ohne dass uns das explizit zu Bewusstsein kommen muss. „Es gibt keinen Ausdruck, der (dem akustischen ‚stumm‘ entsprechend) das ‚Sich-nicht-sehen-lassen-Können‘ bezeichnete. Das Wort ‚opak‘ reicht nicht“⁴⁰ – so präzisiert es Günther Anders. Wir sind damit bei unseren Überlegungen vor eine verwickelte

³⁷ Wittgenstein, L. (1971), 154.

³⁸ Zur historisch bedingten Veränderung des Blickens vgl. Kleinspehn, Th. (1991).

³⁹ Blumenberg, H. (2006), 852.

⁴⁰ Anders, G. (1984), Anmerkung 1, 434.

Aufgabe gestellt, nämlich jene, das Selbstverständliche verständlich zu machen, dem, was uns im alltäglichen Leben vertraut ist, eine gewisse Fremdheit zurückzuerstatten.

Stets blicken wir und werden angeblickt. Blicke sind flüchtig und gleichwohl prägend. Schon unmittelbar nachdem wir zur Welt gekommen sind, werden sie auf uns gerichtet, ohne dass wir sie erwidern könnten. Der Austausch von Blicken kommt ein wenig später. Unabhängig von der sprachlichen Artikulation, aber auch als deren Begleitung setzen Blicke Akzente. Wie vielfältig ihre Bedeutung ist, kann uns eine Auswahl an Redewendungen veranschaulichen: Es gibt indiscrete Blicke, verstohlene, laszive, verräterische, bösertige, verlorene, zudringliche, scheue und vielsagende.⁴¹ Wir können uns zwar täuschen, werden sie untereinander jedoch kaum verwechseln. Etwas kann in den Blick oder aus dem Blick geraten. Man kann durch Blicke würdigen, aber auch vernichten, weil sie höhnisch oder verächtlich sind. Man kann sie tauschen. Blicke können sich treffen, begegnen, verhaken oder kreuzen. Stets gibt es kleine Unterschiede. Der Blick kann hochmütig sein, und jener, welcher ihn richtet, erscheint wie einer, „der die Welt von einem inneren Hochsitz aus betrachtet“.⁴² Zärtliche Blicke können tasten, wenn auch anders als unsere Hände. Falls sie bitter sind, dann schmerzen sie. Wenn nichts anderes zählt, dann kleben sie. Blicke können flackern, umherirren, sich konzentrieren oder auf etwas ruhen. Es gibt nachdenkliche, abwesende und verzückte Blicke. Man kann sie abwenden oder zuwenden. Der kokette Blick bringt es zustande, sich zugleich zu geben und zu versagen.⁴³ Blicke können gefangen genommen werden. Man kann durch sie zum Sprechen ermuntern oder zum Schweigen bringen.

⁴¹ Vgl. auch Waldenfels, B. (2000), 384 ff.

⁴² Mercier, P. (1998), 19. Pascal Merciers (alias Peter Bieri) Buch „Der Klavierstimmer“ kann auch als ein Buch über Blicke gelesen werden. Die vorliegenden Ausführungen verdanken ihm viele Anregungen.

⁴³ Vgl. Simmel, G. (2001), 38 f.